

# Erleidenslyrik

Aus zwei Heimaten machte er seine Literatur: Franz Hodjak ist einer unserer sprachgewaltigsten Dichter / Von Alexandru Bulucz

Es gibt sie noch, die irreführenderweise als rumäniendeutsch etikettierte Literatur. Sie wächst weiter an, wenn auch nur schleppend. Ihre Repräsentanten, insbesondere aus Siebenbürgen und dem Banat, die bekanntesten von ihnen sind um die siebzig und älter, werden weniger, publizieren weniger, blieben, mit der rühmlichen Ausnahme etwa der zwei Prosaautorinnen Iris Wolff und Nadine Schneider, ohne literarischen Nachwuchs. Irgendwann fanden sich die meisten von ihnen in Deutschland wieder. Ihre Emigration trug, je nachdem wann und unter welchen politischen Umständen sie erfolgte, Namen wie Übersiedlung oder Flucht. Einige verließen schon in den Sechzigern und Siebzigern ihr Geburtsland Rumänien, die meisten in den Achtzigern, die letzten erst nach der rumänischen Revolution von Ende 1989, die dem Land blutig den Weg ins postsocialistische Zeitalter bahnte.

Zu diesen zählt der hier wie dort mehrfach ausgezeichnete Autor, Lektor und Übersetzer Franz Hodjak, den rumäniendeutsche Weggefährten wie Peter Motzan und Horst Samson liebevoll Franzleben nennen. Geboren im September 1944 im siebenbürgischen Hermannstadt und damit unmittelbar nach dem Sturz der rumänischen Militärdiktatur des Faschisten Ion Antonescu, durchlebt er seit 1992, das war das Jahr seiner Ankunft im Auffanglager in Hamm, streng genommen sein viertes politisches System: Monarchie, Volksrepublik, sozialistische Republik, Demokratie westlicher Prägung.

Dass sein ungewöhnlich langer Verbleib in Rumänien nicht freiwillig war, belegt eine Anekdote, die sich Motzan zu Hodjaks sechzigstem Geburtstag entlocken ließ. 1988, ernüchtert von den vielen vergeblichen Anträgen auf einen Reisepass und der Unmöglichkeit, Einladungen ins Ausland, zum Beispiel zu Stipendien, nachzukommen, drohte Hodjak in seiner Funktion als Lektor des Klausenburger Dacia-Verlags ein oppositionelles „Protest-Happening“ an. Er würde an seinem Arbeitsplatz in Frauenkleidung erscheinen, ließ er verlauten, um genau zu sein, in einem Carmen-Kostüm. Damit handelte er sich eine Vorladung zum örtlichen Chef-Securitate ein, aber auch die Genehmigung seiner ersten Auslandsreise. Es ging in die DDR, wo sein Lektor- und Schriftstellerfreund Wulf Kirsten auf ihn wartete.

Im Aufbau-Verlag gab Kirsten unter dem Titel „Sehnsucht nach Feigenschnaps“ noch im selben Jahr eine breite Gedichte-Auswahl von Hodjak heraus (ein Jahr zuvor war im Verlag Neues Leben schon dessen dünnes „Poesiealbum 232“ erschienen). Der „Nachsatz“, den Kirsten für „Sehnsucht nach Feigenschnaps“ schrieb, war für die deutsche Rezeption richtungweisend und hat bis heute Bestand. Hodjak ist sich in seiner Lyrik über die Zeiten hinweg, einschließlich der vier Gedichtbände von 2022, alles in allem ästhetisch treu geblieben, während sein Themenspektrum gerade durch seine Auswanderung nach Deutschland, durch seinen „Landverlust“, größer wurde. Für seine Lyrik charakteristisch sind, wie Kirsten feststellte, ein unfeierlicher Ton, Ironie, Lakonie, Pointiertheit, Sentenzhaftigkeit und ein illusionsloser Schöpfergeist. Für Kirsten stand schon damals fest: Mit seinem geschichtsbewussten, sozialkritischen Landschaftsgedicht und seinem Porträtgedicht in dessen Weltliteratur umspannendem „Rezeptionsüberschwang“ hat der engagierte Literat Hodjak das „insulare Denken“ der kleinen deutschen Sprachinsel in Rumänien, deren Provinzialismus, überwunden. Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl: Wer von „rumäniendeutscher Literatur“ spricht, möge mit der Attri-

bution nicht mehr als den Ausgangsort Rumänien meinen.

1990 begann schon Hodjaks fulminante Karriere im Suhrkamp-Verlag. Dort veröffentlichte er bis 2003 drei Gedichtbände, drei Romane, einen Erzählungsband und ein Monodrama. Dass er den Roman erst nach dem Fall des Kommunismus in Rumänien in sein Repertoire aufnahm, sieht Réka Sánta-Jakabházi, die Autorin der bislang einzigen ausschließlich dem Hodjak'schen Œuvre gewidmeten Doktorarbeit, in der besseren Eignung der Kurzgattungen zur Regimekritik begründet. Die könne in Kurzgattungen „komprimierter und zugleich direkter“ zum Ausdruck kommen, diese seien empfänglicher für Mehrdeutigkeit als der Roman.

Mit dem Ende der Ära Siegfried Unselds bei Suhrkamp – der Verleger starb 2002 – änderte sich die Verlagsprogrammatische und erfolgte auch die Zäsur in Hodjaks Publikations- und Rezeptionsgeschichte. Er verlor im ungünstigen Schriftstelleralter von knapp sechzig Jahren seinen Publikationsplatz und wurde zu dem Nomaden zwischen kleineren Verlagen, der er bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Solches Schicksal teilt er mit vielen, deren literarische Werke anfänglich wegen ihrer historischen Relevanz (Zensur im Kommunismus) in die Programme publikumswirksamer Verlage aufgenommen wurden. Je weiter die Ereignisse in die Ferne rücken, die das jeweilige Werk einst historisch relevant machten, desto schwieriger wird es bei gleichbleibender Qualität (oder gar Steigerung) des Werks, noch Platz in den Publikumsverlagen dafür zu finden. Was sich im Leben Schreibender tragisch auswirken kann, quittiert der späte Hodjak mit stoischer Gelassenheit: „Ich habe meine Richtung gefunden. / Ich liege nicht im Trend.“

Den Startschuss der Veröffentlichungsserie im Suhrkamp-Verlag gab „Siebenbürgische Sprechübung“, wiederum eine Gedichtauswahl. Werner Söllner, Hodjaks jüngerer rumäniendeutscher Schriftstellerfreund, wies im Begleitwort dazu auf das ästhetische Credo des Dichters hin: Seinem Selbstverständnis nach sei Hodjak jemand, der am Text „bosselt“. Das Bosseln oder Bossieren dient in der Bildenden Kunst, wie Hodjak in einem Gespräch mit Hajo Steinert einmal selbst erläutert hat, dem letzten Schliff des Artefakts mit einem an dessen Spitze mit Kugeln versehenen Meißel. Damit zog er eine scharfe Grenze zwischen Inhalt und Form, Existenzialismus und Ästhetik, Erlittem und dem Kunstprodukt daraus.

Hodjaks Poesie lässt sich am ehesten als Erleidenslyrik bezeichnen. Noch in seinen neuesten Gedichten gibt er unverblümt die Beweggründe seines weitgehend autobiographischen Schreibens an: „Mit mir hätte ich weniger zu tun gehabt, / hätte es diese anderen nicht gegeben, die gewaltsam / versuchten, die Sprache zu besetzen, die Erinnerung // zu enteignen, mich aus den Träumen zu werfen“, heißt es da einmal. Daraus muss man auf ein Paradox schließen: Ohne jene anderen wäre das Leben unbeschwerter verlaufen, ohne sie hätte es jedoch keine poetische Selbstbezeugung gegeben. Sprechen, Erinnern, Träumen wären selbstverständliche Kommunikationsformen geblieben und nicht zum schützenden Kapital eines Menschen geworden, der, indem er es verteidigt, zu einem genuinen Dichter wird auf dem Weg zu fundamentalen Einsichten: „die Dinge, / an die man sich am meisten erinnert, verändern / auch die Erinnerung am meisten.“ Analog dazu heißt es ein anderes Mal: „Die Wirklichkeit / verändert die Sprache, nur die Dichter / verändern mit der Sprache die Wirklichkeit.“ Die starken Zeilensprünge, von denen Hodjak in seiner Lyrik häufig Gebrauch macht,

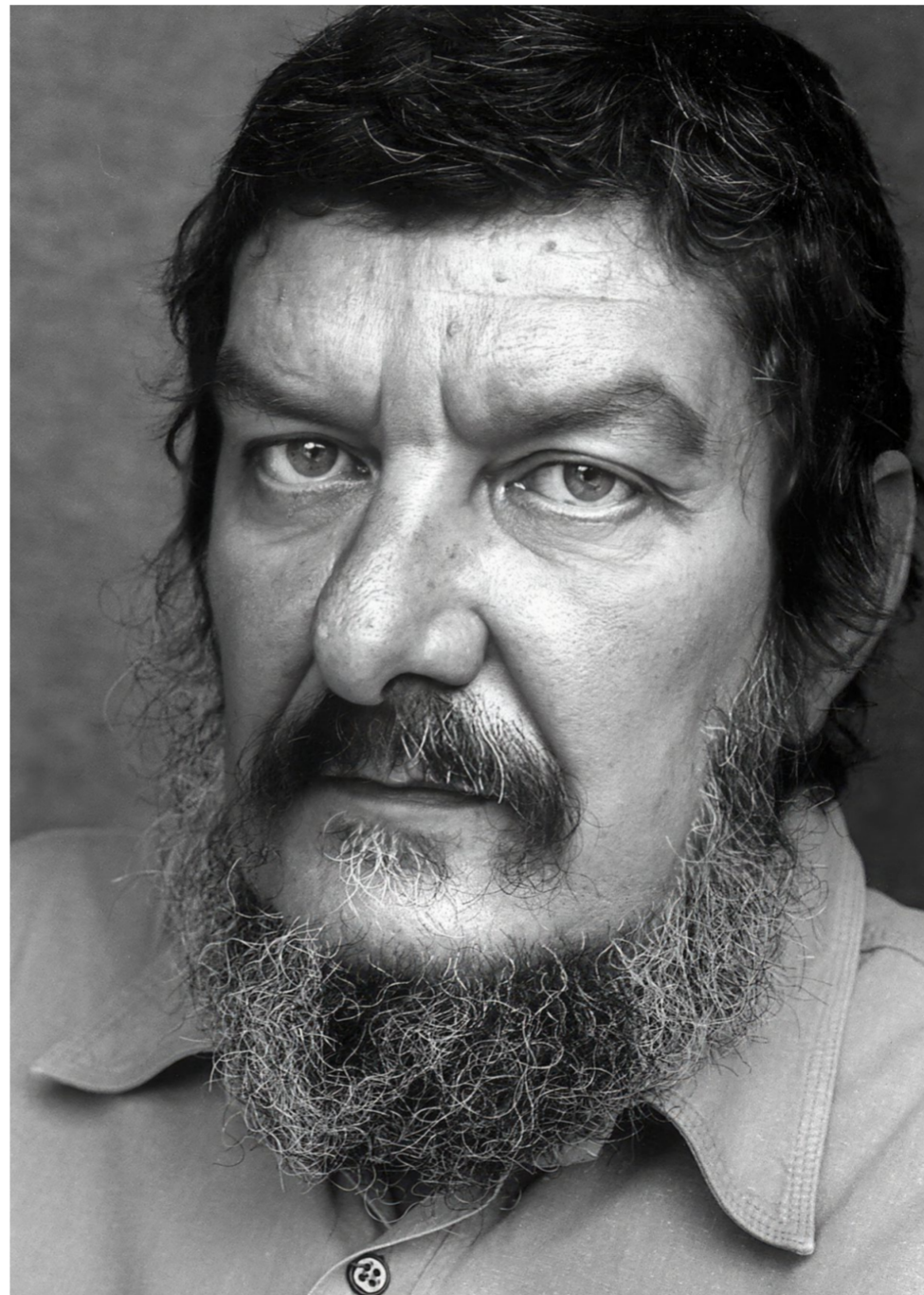


Foto Ullstein

Franz Hodjak hat über das „insulare Denken“ des deutschen Sprachgebiets in Rumänien hinausgedichtet.

führen hier dazu, dass auch die Dichter in den Prozess der Veränderung miteingebunden werden. Als Bewegter sind sie keine Unbewegten, sondern Sprachbewegte. Durch die Zeilensprünge liest man nämlich auch, dass die Sprache nur die Dichter verändert, nicht etwa auch die Politiker oder andere Berufsgruppen.

Diese Art Erleidenslyrik bezieht viel von ihrem poetischen Vermögen aus der Rückschau vor allem auf die Nachkriegszeit in Rumänien bis 1989. Sie umfasst Kindheitsszenen aus der Besatzungszeit und den Übergang aus dem einen Elend (Besatzung durch die Sowjets) in das andere (die Eroberung des Landes durch den eigenen Geheimdienst). An „bequemen Schuhen“ gegenwärtig sich das lyrische Ich an einer Stelle, dass schnell sein müsse, wer einer Minderheit angehöre. Hodjak, der zum Teil slowakischer Herkunft ist, gehörte in Rumänien zur Minderheit der Siebenbürger Sachsen. Die Angehörigen seiner und anderer Minderheiten wurden nach

dem Krieg Opfer von Verschleppung zur Zwangsarbeit etwa in den Donbas, und die, die davon verschont blieben, wurden enteignet, zeitweise entrechtet und staatlich diskriminiert.

Die Rede ist allgemein vom gefährdeten Individuum während der „Blütezeit / roter Gespenster“, als es in ständiger Angst lebte, als es „Licht“, aber nicht „Schatten“ sagen durfte, als ihm „die Zukunft greifbar nahe lag“ und doch „unerreichbar“ blieb, als seine Träume „durchleuchtet“ wurden. Das Thema zieht sich wie ein roter Faden durch Hodjaks grafomanisches Œuvre. Es brachte ihm sogar größte Aufmerksamkeit ein, als er damit 1990 knapp am Hauptpreis des Bachmannwettbewerbs (der damals an Birgit Vanderbeke ging) vorbeischrämte und den Preis des Landes Kärnten mit nach Hause, was seinerzeit noch Rumänien war, nahm. „Die Jacke“ heißt die Parabel, die er dort las. Hätten die Juroren gewusst, dass eine Fassung des Textes schon einige Jahre zuvor in Rumänien gedruckt wurde, Hodjak wäre

womöglich vom Wettbewerb ausgeschlossen worden wie im selben Jahrgang aus ähnlichen Gründen Margit Schreiner und Hubert Konrad Frank. Das zeigt aber auch, dass die Grenzen der kleinen deutschen Sprachinsel dicht hielten und rumäniendeutsche Literatur es selten nach außen schaffte. Der Vorteil zeigte sich später: Einmal auf dem deutschen Binnenland, konnte man sie noch einmal verlegen lassen und einer zweiten, viel größeren Öffentlichkeit präsentieren.

Die Parabel „Die Jacke“ ist Hodjaks literarisches Werk in Miniaturformat: Antiheldentum, Diktatur, Einsamkeit, Geschichte, Gott, Identität, berufliche Randständigkeit, Tod, Trinken – um diese zentralen Themen kreist sie. Erzählt wird sie vom Totengräber Tzika, der 1957 wegen ausländischer Spionage verurteilt wurde, nachdem er bei seinen Selbstgesprächen auf dem Friedhof dabei belauscht wurde, wie er einen toten Parteilosen beschimpfte. Das war die Zeit der brutalen Stalinisierung Rumäniens unter Gheorghe Gheorghiu-Dej: des Ausbaus der Securitate und der Scheinprozesse gegen vermeintliche systemfeindliche Elemente.

Nach acht Begräbnissen an einem eiskalten Wintertag, für die acht Flaschen Schnaps, davon zwei ausgetrunken, stehen, begibt sich Tzika in eine Kneipe, wo ihn den Zahltag feiernde Bauarbeiter provozieren. Er, der nicht an Gott glaubt, aber gern seine Basstimme während des Singens von Psalmen hört, soll ihnen einen vorführen. Und da er dem nicht Folge leistet, reißen sie ihm das ihm einzig Wertvolle weg: seine Jacke, auf der sie dann herumtrampeln.

Die Szene verklammert die eigentliche Geschichte: eine temporeiche Inventarisierung der Provenienz der Jacke, die aus lauter bunten Flickchen besteht, Stücken aus den Jacken der früheren Zellengenossen, die sie untereinander austauschten, auf dass sie auf die Jacken der „Gesinnungsbrüder“ genäht werden. Für jeden Flickchen die Kurzbiographie von dessen Vorbesitzer, bis die Geschichte der Jacke, für Tzika „eine Art Gedächtnis“, als Erzählung einer ganzen Generation rekonstruiert ist. Apotheker, Fuhrmann, Journalist, Jugendlicher, Kaufmann, Ofensetzer, Professor, Sänger, Schlosser, Spitzel, „Zigeuner“ – Menschen aus allen Gesellschaftsschichten haben Anteil an ihr.

Ein einziges Mal in seinem Leben versucht Tzika, Widerstand zu leisten. Nach seiner Haftstrafe soll er eine Erklärung unterschreiben, wonach die Jacke von einem KZ-Häftling stammt. Damit würde er lügen. Nach einigem Zögern unterschreibt er sie und fällt zurück in seine Widerstandslosigkeit gegenüber der vermeintlichen Übermacht der Zeit, in die er hineingeboren wurde und die er neben Vater und Mutter als dritten Elternteil zählt. Er akzeptiert, als Totengräber – anders als die Jacke – „keine Geschichte“ zu haben. Und doch: Während Tzika jeder Flickchen an die Geschichte eines einzigartigen Individuums erinnert, konturiert sich seine eigene als Geschichtensammler.

„Franz, Geschichtensammler“, so heißt denn auch Hodjaks Monodrama von 1991. Es sind unzählige Flickchen, an die insbesondere die kleinen Formen seiner Literatur erinnert. Und sie ist noch nicht an ihr Ende gelangt. In einem neuen Gedicht von ihm heißt es fast schon poetologisch: „der Heuduft erinnert / an helle Nächte in den Karpaten. Immer / erinnert etwas // an etwas. Vielleicht ist das eine endlose / Folge, die man aus Verlegenheit / Ewigkeit nennt.“

Alexandru Bulucz, geboren 1987 in Rumänien, ist Schriftsteller und lebt in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien sein Gedichtband „was Petersilie über die Seele weiß“ (Schöffling).